

Zusammenarbeit von Eltern mit Kitas und Schulen

Erziehungspartnerschaft über die gesamte Bildungsbiografie hinweg

Klaus Hurrelmann

Nicht nur Erziehung, sondern auch Bildung beginnt in der Familie

In den Elternhäusern wird der Schlüssel dazu gelegt, ob und wie Kinder und Jugendliche lernen und leisten. Eltern sind die wichtigsten Vermittler von Wissen, Werten und Kompetenzen und sie durch ihr eigenes Verhalten Vorbild und Orientierung. In Deutschland ist der Einfluss von Müttern und Vätern auf die Sozial- und Leistungsentwicklung der Kinder höher als in den meisten vergleichbaren Ländern, weil wir in unserer Verfassung die „Erziehung und Pflege der Kinder“ als „das natürliche Recht der Eltern“ definieren. Staatliche und öffentliche Einrichtungen sollen erst dann in den Bildungsprozess eingreifen, wenn es zu Versäumnissen und Schwierigkeiten im Elternhaus kommt.

Diese Ausgangslage ist verantwortlich dafür, dass hierzulande besonders große Unterschiede zwischen den Familien bestehen, wenn es um die Förderung der Kinder und ihre Vorbereitung auf die Schule geht. Die soziale Herkunft entscheidet in Deutschland so stark über den Bildungserfolg des gesellschaftlichen Nachwuchses wie in kaum einem anderen europäischen Land. Die Kinder in Deutschland sind sozusagen „auf Gedeih und Verderb“ auf ihre Eltern angewiesen. Machen die Eltern ihre Sache gut, dann stimulieren sie ihr Kind und machen es fit für die Schule. Sind sie aber überfordert, dann hat ihr Kind einen schlechten Schulstart (World Vision Kinderstudie 2013). Die Bildungsprozesse der Schule bauen nun einmal auf denen in Elternhaus auf. Bildung beginnt mit dem ersten Lebenstag in der Familie. Aber wer später als Dreijähriger hinterherhinkt, kann in der Grundschule nicht mithalten, wird in der weiterführenden Schule scheitern und eine qualifizierte Ausbildung nicht absolvieren können.

Die Schlüsselrolle der frühen Bildung

Weil Familie der erste und wichtigste Ort für Erziehung und Bildung ist, dürfen Eltern mit ihrer Verantwortung für die Entwicklung der Kinder nicht allein gelassen werden. Bereits in einem 2002 veröffentlichten Gutachten kritisiert der wissenschaftliche Beirat des Bundesfamilienministeriums, dass es in den bildungspolitischen Analysen und Reformvorschlägen fast ausschließlich um schulische Organisationsfragen, Lerninhalte und Leistungsstandards gehe. Die (damals gerade veröffentlichte) erste PISA-Studie belegte, dass die grundlegenden Fähigkeiten und Bereitschaften für schulische Lern- und lebenslange Bildungsprozesse der nachwachsenden Generation in den Familien geschaffen werden. Der

wissenschaftliche Beirat forderte daher völlig zu Recht die Anerkennung und die Unterstützung der Familie als grundlegende Bildungsinstitution der Kinder und Jugendlichen.

Eine gute Zusammenarbeit zwischen Elternhaus und Schule kommt nicht nur den Kindern zu Gute, sie ist auch im gesamtgesellschaftlichen Interesse. In einer Welt mit global verflochtener Ökonomie spielt der Kompetenz- und Qualifizierungsstand der Bevölkerung eine Schlüsselbedeutung für die Wettbewerbsfähigkeit eines Landes. Das bestätigt die internationale Bildungsforschung: Innovativität und Produktivität der Volkswirtschaft hängen letztlich vom Bildungsniveau der Bevölkerung ab. Auch die Lebensqualität der Bevölkerung und ihr Gesundheitsstand, die Bereitschaft und Fähigkeit zur politischen Mitgestaltung und die soziale Kohäsion der Gesellschaft verbessern sich mit einem anwachsenden Bildungsniveau (Hurrelmann und Timm 2011).

Noch ein Zusammenhang ist wichtig: Klafft in einem Land die Bildungsqualität der sozial am höchsten und am niedrigsten gestellten sozialen Gruppen stark auseinander, hat das negative Folgen für das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das gegenseitige Vertrauen der Gesellschaftsmitglieder ineinander und die Bereitschaft, sich für das Gemeinwesen zu engagieren. Besonders problematisch ist es, wenn größere Gruppen der Bevölkerung gescheiterte Bildungsbiografien aufweisen. Das ist in Deutschland der Fall, weil rund sieben Prozent eines Altersjahrgangs keinen Schulabschluss schaffen und weitere zehn Prozent keine berufliche Ausbildung abschließen. Diese jungen Leute sind am Arbeitsmarkt kaum zu vermitteln und belasten deshalb das Wohlfahrtsniveau des ganzen Landes. Sie kommen zum überwiegenden Anteil aus den sozial benachteiligten Elternhäusern mit Müttern und Vätern, die durch ihre Erziehungsaufgaben überfordert sind (Quenzel und Hurrelmann 2010).

Warum Angebote der Elternbildung so sichtig sind

In den letzten Jahren hat es vielfältige Bemühungen gegeben, die Erziehungs- und Bildungskompetenz der Eltern zu fördern. Ein deutliches Anzeichen dafür sind die breit gefächerten Angebote der Elternbildung, die Mütter und Väter über körperliche, psychische und soziale Entwicklungsschritte im Kindes- und Jugendalter und damit verbundene Leistungs-, Verhaltens- und Gesundheitsprobleme informieren und den Eltern direkte Hilfen zur Bewältigung von Krisen- und Belastungssituationen vermitteln. Dabei handelt es sich in erster Linie um frei wählbare Angebote von Elterntrainings zur Förderung der Erziehungskompetenz, die von Müttern und Vätern meist nach eigenaktiv vorgenommener Anmeldung und gegen Zahlung einer Teilnahmegebühr besucht werden (Tschöpe-Scheffler 2006).

Diese freien Angebote der Elternbildung (zum Beispiel „Triple P“, „Starke Eltern – Starke Kinder“, „STEP“, „Familienkonferenz“) erreichen aber nur Teilgruppen der Elternschaft. Eine genaue empirische Studie hierzu steht leider immer noch aus. Die große Mehrheit von Müttern und Vätern kann aber offensichtlich auf dem diesem Wege nicht zu einer Inanspruchnahme von Trainingsangeboten gebracht werden. Besonders schwer erreichbar sind Eltern, die in relativer Armut leben und Eltern mit einem geringen Bildungsgrad. Sie bringen meist nur eine nur geringe Motivation auf, freiwillig Elternkurse zu besuchen. Ihnen fehlen oft das nötige Problembewusstsein und der finanzielle Spielraum. Auch Eltern, die über keinen Arbeitsplatz verfügen, darunter viele mit einem Zuwanderungshintergrund, erweisen sich als äußerst zurückhaltend gegenüber freien Elternbildungsangeboten, insbesondere weil sie sich scheuen, ihre benachteiligte Situation offenzulegen (Hartung, Kluwe und Sahrai 2010).

Damit ist das „Präventionsdilemma“ benannt, vor dem Ansätze der Elternbildung stehen:

- Die Elternbildungsangebote bedienen sich in der Regel einer „Komm-Struktur“: Die Eltern müssen sich auf die Angebote aktiv zubewegen. Dadurch werden überwiegend hoch motivierte Eltern aus den sozialen Mittel- und Oberschichten erreicht. Diese Eltern haben oft ein pädagogisches Problembewusstsein und die Fähigkeit, selbstkritisch Defizite im Gesundheitsverhalten ihrer Kinder zu erkennen. Sie verfügen außerdem über die institutionellen Kenntnisse, wie Elternbildungsprogramme über Telefon oder Internet ausfindig gemacht werden können, und sie sind auch bereit und in der Lage, für einen Elternkurs eine finanzielle Gebühr zu entrichten.

- Sozial benachteiligte Eltern haben hingegen nur eine geringe Motivation, sich intentional um die Bildung und Erziehung ihrer Kinder zu kümmern, und sie fühlen sich von den Angeboten der Elternbildung auch nicht angezogen, weil sie ihnen sprachlich und stilistisch fremd erscheinen und zu teuer sind. Oft haben diese Eltern auch die Sorge, sie würden mit einer Anfrage bei einem Anbieter signalisieren, dass sie Hilfe benötigten, und sie unterlassen diese Geste deshalb aus einem Schamgefühl heraus. Diese Eltern würden aber von einem angenommenen Angebot der Elternbildung besonders stark profitieren, weil bei ihnen die größeren Kompetenzdefizite vorliegen.

Warum die Elternbildung in eine Zugeh-Struktur einbezogen werden muss

Um diesem Dilemma zu entgehen, bietet sich eine alternative Organisation von Angeboten der Elternbildung an. Sie ist durch eine „Zugeh-Struktur“ charakterisiert: In jeder Kinderkrippe, jeder Kindertagesstätte, bei jeder Tagesmutter und später jeder Grundschule oder weiterführenden Schule wird eine in den Alltagsbetrieb integrierte „gebundene“ Form des Angebots von Elternbildung eingerichtet, an der sich die professionellen Pädagoginnen und Pädagogen der Einrichtung beteiligen.

Damit wird die Elternbildung den Müttern und Vätern dort angeboten, wo sie und/oder ihre Kinder sich im Laufe eines normalen Tages ohnehin bereits aufhalten. In der Terminologie der Weltgesundheitsorganisation sind die Angebote an ein „Setting“ gebunden. Auf diese Weise kann das Erziehungsverhalten im Elternhaus mit dem der Bildungsinstitution abgestimmt werden, und zusätzlich kann den Müttern und Vätern ein Basiswissen und eine grundlegende Kompetenz für die Erziehung und Bildung vermittelt werden.

Auf diese Weise entsteht eine „Erziehungs- und Bildungspartnerschaft“ zwischen Elternhaus und Bildungseinrichtung, die alle Elterngruppen einbezieht. Mit körperlichen, psychischen und sozialen Belastungen müssen sowohl Kinder aus bildungsfernen Familien als auch aus dem Bildungsbürgertum fertig werden.

Die Partnerschaft ist für beide Seiten wichtig:

Die Erzieherinnen und die Lehrerinnen sind heute oft am Rande ihrer Kapazitäten. Die Spanne der Anforderungen aus der Elternschaft ist heute sehr breit.

Den Kindern der Mittel- und Oberschicht machen oft übermotivierte Mütter und Väter mit übertriebenem Ehrgeiz zu schaffen, und sie reagieren auf die hohen Erwartungen (das Abitur wird von der Grundschulzeit an als absoluter Standards gesetzt) mit Nervosität und Unruhe.

Die Kinder aus den bildungsfernen Familien haben bei Schuleintritt oft die einfachsten Fertigkeiten nicht gelernt. Neben sprachlichen Problemen fehlen ihnen oft Kompetenzen und Eigenschaften, ohne die ihnen ein Schul- und Berufserfolg verwehrt bleiben: Selbstkompetenz - Zuverlässigkeit - Verantwortungsbewusstsein - Konzentrationsfähigkeit - Durchhaltevermögen - Beherrschung der Grundrechenarten - einfaches Kopfrechnen – Sorgfalt - Rücksichtnahme - Höflichkeit - Toleranz - die Fähigkeit zur Selbstkritik - Konfliktfähigkeit. Dies alles sind Eigenschaften und Kompetenzen, die in der Familie grundgelegt werden.

Es sind große Extreme, die in der Schule aufeinanderprallen. Hier die Kinder, die mit einem guten Weltwissen in die Schule kommen, dort die Kinder, die nicht einmal ihren Stadtteil kennen. Hier die Kinder, die sich bereits im Zahlenraum von 1 bis 100 bewegen, dort die Kinder, die noch nie einen Stift in der Hand gehalten haben.

Erzieherinnen und Lehrerinnen sind auf diese Heterogenität der Lerngruppe oft nicht vorbereitet und können den Kindern kaum noch gerecht werden. Nachlassende Disziplin und Konzentrationsfähigkeit machen ihnen zu schaffen. Immer mehr Aufgaben des Elternhauses übernehmen zu müssen, das überfordert sie. Für viele ist der Umgang mit den Eltern immer schwieriger geworden.

Die Eltern fühlen sich heute vielfach überfordert und allein gelassen. Mit den eigenen Kindern in eine gute Beziehung zu treten, ihnen eine entwicklungs- und bildungsfördernde Umwelt zu erschließen und dabei gleichzeitig als Erwachsener im Zwang beruflicher und familiärer Herausforderungen zu stehen, bedeutet für alle Eltern, einem hohen Druck ausgesetzt zu sein. Sie profitieren von Angeboten zur Unterstützung der elterlichen Erziehung und Bildung in den Bildungseinrichtungen Schule und Kita. Erfahren die Eltern hier Entlastung, können sie sich viel besser auf ihre eigenen Fähigkeiten verlassen. Sie erleben dann die öffentlichen Einrichtungen als unterstützende Miterzieher, als Verbündete bei der Sicherung des Wohls der Kinder – und entlasten damit auch die Erzieher und Lehrkräfte.

- Die Komm-Struktur spricht überwiegend Eltern mit einem relativ hohen formalen Bildungsstatus an, die in einer traditionellen Familienform (verheiratete Eltern, Mütter in der Regel oder nur teilweise berufstätig) und relativ guter ökonomischer Lage leben. Hingegen können alleinerziehende Eltern, Eltern mit Zuwanderungshintergrund, Eltern in relativer Armut, darunter vor allem Empfänger von Transferleistungen nach „Hartz IV“, und Eltern mit einem geringen Bildungsgrad („bildungsferne“ Eltern, hier definiert über das Fehlen eines Hochschul- oder Berufsabschlusses) nur in kleinem Ausmaß für die Teilnahme an Angeboten über die Komm-Struktur gewonnen werden.

- Die Zugeh-Struktur bewirkt, dass die Inanspruchnahme der Elternkurse sozial breiter streut. Über das an ein Setting gebundene Angebot werden große Teile derjenigen sozial benachteiligten Eltern erreicht, die sich durch die freien Programmangebote nur schwach oder gar nicht angesprochen fühlen. Eltern mit niedrigem Sozialstatus sind mit den bisherigen freien Angebotsstrategien nur sehr schwer zu erreichen. Wird aber das Elternbildungsprogramm in die sozialräumlichen *Settings* der Lebenswelt der Familien verbindlich eingebunden, also in Kindergarten, Grundschule und Jugend- und Familienhilfe fest verankert, führt das zu einer deutlichen Steigerung der Beteiligung von sozial benachteiligten Elterngruppen.

Worum geht es bei der Abstimmung eines gemeinsamen Erziehungsstils?

Das elterliche Erziehungsverhalten wird von vielen Faktoren mitgeprägt und sowohl von der Persönlichkeit der Eltern als auch von der Persönlichkeit der Kinder beeinflusst, aber auch von der eigenen früheren Beziehung der Eltern, die sie als Kinder zu ihren jeweiligen Eltern gehabt haben. Faktoren wie Qualität der Paarbeziehung, soziales Netzwerk und Arbeitszufriedenheit wirken zusammen.

Erziehungsstile lassen sich nach dem Grad der Ausübung elterlicher Autorität und der Berücksichtigung kindlicher Bedürfnisse unterscheiden. Die Erziehungsforschung der letzten Jahrzehnte hat zu klaren Erkenntnissen geführt: Der extreme Einsatz von elterlicher Autorität und die extreme Berücksichtigung kindlicher Bedürfnisse müssen durch einen moderaten und angemessenen Gebrauch von persönlicher Autorität der Eltern und sensibler, aber nicht übertriebener Berücksichtigung der Bedürfnisse der Kinder ersetzt werden.

Beides ist wichtig: Wärme und Zuneigung gegenüber dem Kind und Lenkung mit Kontrolle des kindlichen Verhaltens. Ein solchermaßen ausgewogenes Erziehungsziel wird in der Fachliteratur als ‚autoritativ-partizipativ‘ bezeichnet. Er setzt die Autorität der Eltern umsichtig und in produktiver Weise ein, setzt aber den Kindern auch klare Grenzen bei Überschreitung von Regeln.

Der autoritativ-partizipative Erziehungsstil ist durch Offenheit, Aufrichtigkeit, Vertrauen und Achtung gegenüber dem Kind gekennzeichnet und ermöglicht ihm, die gemeinsame Beziehung mitzugestalten (Hurrelmann und Bauer 2015). Er betont die partnerschaftliche und kooperative Komponente des Erziehungsprozesses.

Zum autoritativ-partizipativen Stil gehört auch, unerwünschtes Verhalten des Kindes durch eine sofortige und eindeutige Mitteilung zu beantworten, also ihm Rückmeldung über sein Verhalten zu geben. Autoritativ-partizipatives Verhalten ist an die Verpflichtung gebunden, den Kindern zuzuhören, zu verstehen und ihre Wünsche mit in Entscheidungsprozesse einzubeziehen.

Schlüsselbegriffe darin sind die drei Pole (Hurrelmann und Bauer 2015, S. 160):

- *Anerkennung* (Akzeptanz, Wärme, Liebe),
- *Anregung* (Stimulation, Leistungsmotivation, Herausforderung) und
- *Anleitung* (Regelsetzung, Sanktionen und Konsequenzen).

Alle drei formen das Erziehungsklima innerhalb der Familie. Sie sind unabhängig voneinander, d.h., dass z.B. durchaus ein liebevoller Umgang in einer Familie herrschen kann, Eltern aber ihre Kinder wenig zur Selbständigkeit anregen und herausfordern. Nur wenn alle drei Pole (Anerkennung, Anregung und Anleitung) gut aufeinander abgestimmt sind und weder ein Zuviel noch ein Zuwenig an elterlichen Impulsen enthalten, kann das Kind eigene Maßstäbe für sein Verhalten entwickeln und seine Selbststeuerung kompetent aufbauen. Im Erziehungsverhältnis zwischen Eltern und Kindern kommt es darauf an, die Mischungsverhältnisse von Autonomie und Bindung sowie von Gewährenlassen und liebevoller Konsequenz immer wieder neu auszutarieren.

Zur autoritativen Erziehung passt das Konzept „Freiheit in Grenzen“. Eltern praktizieren damit eine Erziehungshaltung, die auf der einen Seite eine hohe Wertschätzung für ihre Kinder enthält und deren Eigenständigkeit fördert sowie auf der anderen Seite auch Forderungen aufstellt und Grenzen setzt.

Viele Eltern sind allerdings mit der Umsetzung eines solchen Erziehungsstils überfordert. In vielen Familien gibt es wenige oder keine Regeln, und wenn es sie gibt, dann keine Konsequenzen bei Regelübertretungen. Oftmals verhalten sich Eltern inkonsequent und schwanken zwischen übergroßer Gewährung von Freiheit und strenger Kontrolle und

Einschränkung hin und her. Eltern sind sich auch nicht immer in ihrem Erziehverhalten einig, sodass ihre Kinder entweder orientierungslos sind oder aber den einen Elternteil gegen den anderen ausspielen. Im Erziehungsverhalten von Eltern kommen schichtspezifische Unterschiede zum Ausdruck.

Kurz: Eltern brauchen Unterstützung, am besten ein Training. Und das funktioniert am besten in Kooperation mit den professionellen Erziehern und Lehrern (Marzinzik und Kluwe 2007).

Ermutigende Beispiele

Schulen und Kindergärten sind Institutionen, zu denen alle Bevölkerungsgruppen Zugang haben. Wird in ihnen ein verbindlicher Besuch von Kursen der Elternbildung verankert, etwa indem der Besuch die Bedingung für die Erfüllung eines wichtigen Wunsches der Eltern ist, dann ist die Teilnahme aller Eltern gesichert.

Die Nikolaus-August-Otto-Oberschule in Berlin-Lichterfelde, inzwischen in eine Gemeinschaftsschule umgewandelt, ist ein eindeutiges Beispiel: Die Schule kann über die verbindliche Teilnahme der Eltern an den Kursen als Voraussetzung für die von den Eltern dringlich gewünschte Aufnahme des Kindes an der Schule eine praktisch hundertprozentige Teilnahme der Eltern gewährleisten.

Bildungseinrichtungen, die wegen ihrer guten pädagogischen Arbeit attraktiv sind und von den Eltern stark nachgefragt werden, haben eine Chance, so wie an der Berliner Oberschule vorzugehen und Eltern zu bestimmten Verhaltensweisen anzuhalten, die letztendlich den Kindern zugutekommen. Kommt noch eine professionelle Kooperation von Fachkräften aus Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Schulpädagogik und Psychotherapie dazu, werden alle beteiligten Professionen für das Thema „Elternarbeit“ und den Aufbau von Erziehungspartnerschaften mit dem Austausch zwischen Eltern und professionellen Pädagogen über soziale und gesundheitliche Problemlagen der Kinder sensibilisiert (Hartung 2012).

Die Eltern wünschen sich eine respektvolle, wertschätzende und ermutigende Ansprache ohne Defizitanzeigen durch die Kursleiterinnen und -leiter. Auch schätzen es die Eltern, wenn ausreichend Zeit besteht, um einen vertrauensvollen Kontakt aufzubauen. Die Eltern begrüßen das Einbringen von konkreten Empfehlungen und Orientierungshilfen zu alltagsbezogenen Erziehungsthemen wie etwa zum Umgang mit Medien, Disziplin Konflikten, Zeiteinteilung des Tages und Rhythmisierung der Mahlzeiten. Wichtig für die Eltern ist der Eindruck, dass sie mit ihren Problemen nicht allein dastehen und Erziehungs- und Gesundheitstipps nicht durch Belehrung, sondern durch einfühlsame Unterstützung und auch Erfahrungsaustausch mit anderen Eltern erhalten.

Angebote der Elternbildung in Kindergärten, Grundschulen und weiterführenden Schulen sollten sich also an alle Eltern richten. Wenn irgend möglich, sollten sie verbindlich an die Anmeldung eines Kindes zum Kindergarten oder zur Schule geknüpft und interinstitutionell verzahnt werden. Hierdurch werden sie zu einer festen Institution, die im Sinne einer Erziehungspartnerschaft zwischen öffentlichen Bildungseinrichtungen und Elternhäusern als selbstverständlich empfunden wird, ohne dass sie im rechtlichen Sinn verpflichtend ist. Sobald die Eltern an den Kursen teilnehmen, sollten ihre spezifischen Wünsche und Bedürfnisse im Dialog mit ihnen aufgenommen und berücksichtigt werden.

Sind Elterntrainings in Kitas und Schulen bei der Aufnahme des Kindes in eine Einrichtung erst einmal zur Routine geworden, dann werden sie auch künftig nicht mehr in Frage gestellt. Nach einiger Zeit merken die Mütter und Väter, dass sie durch solche Angebote nicht bevormundet, sondern gestärkt werden.

Um der Elternbildung in Bildungseinrichtungen noch mehr Gewicht zu geben, wäre es interessant, noch einen Schritt weiter gehen und für alle Mütter und Väter einen finanziellen Anreiz in Aussicht stellen, die an Elterntrainings teilnehmen, um ihre Kinder noch besser fördern zu können. In den 1920er Jahren wurde außerdem schon einmal intensiv über eine symbolische Wertschätzung der Elternbildung nachgedacht und über einen „Elternführerschein“ diskutiert, der Müttern und Vätern als Geste dann ausgehändigt wird, wenn sie sich an Elterntrainings teilgenommen haben.

Die Idee ist nicht schlecht, sie sollte wieder aufgenommen werden. Denn Eltern sind nun faktisch einmal die wichtigsten Erziehungs- und Bildungsförderer ihrer Kinder, aber sie sind auf diese verantwortliche Rolle, die für die gesamte Gesellschaft so wichtig geworden ist, kaum vorbereitet. Außerdem hätten sie es wahrlich verdient, endlich einmal eine öffentliche Würdigung ihrer immensen Leistungen zu erfahren.

Literatur

Hartung S (2012) Familienbildung und Elternbildungsprogramme. In: Bauer U, Bittlingmayer U, Scherr A. (Hrsg.) Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie. Wiesbaden: VS. 269-282

Hartung S, Kluwe S, Sahrai D (2010) Elterbildung und Elterpartizipation in Settings. Abschlussbericht. Bielefeld: Universität

Hurrelmann K, Bauer, U. (2015) Einführung in die Sozialisationstheorie. Weinheim: Beltz

Marzinik K, Kluwe S (2007): Stärkung der Erziehungskompetenz durch Elternkurse. Zur Wirksamkeit und Reichweite des Elterntrainings STEP. Prävention 29: 79-82

Hurrelmann, K, Quenzel, G (2010) Bildungsverlierer. Wiesbaden: Springer VS

Hurrelmann K, Timm A (2011) Eltern, Bildung, Zukunft. Stuttgart: Klett

Tschöpe-Scheffler S (2006) Konzepte der Elternbildung. Eine kritische Übersicht. Opladen: Leske und Budrich

World Vision Deutschland (Hg.) (2013) Kinder 2013. Weinheim: Beltz